



Leseprobe

Averil Kenny

Sterne über Noah Valley
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 640

Erscheinungstermin: 18. Januar 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Nur wenn du dein Herz öffnest, kannst du nach Hause finden ...

Queensland, 1955: Die pragmatische Sonnet zieht mit ihren Schwestern Fable und Plum für einen Neuanfang in die Heimatstadt ihrer verstorbenen Mutter. Doch noch bevor sie einen Fuß in das von glitzernden Wasserfällen und üppigen Eukalyptuswäldern umgebene Noah Valley setzen konnten, sind sie bereits *das* Stadtgespräch. Denn es gab einen Grund, warum ihre schöne und hochtalentierte Mutter damals Hals über Kopf davonlief – und diesen Grund haben ihr die Einwohner von Noah Valley nie verziehen. Als Fable sich dann auch noch in Rafferty, den Golden Boy des Valleys verliebt, scheint sich das Schicksal ihrer Mutter auf tragische Weise zu wiederholen ...



Autor

Averil Kenny

Averil Kenny wuchs auf einer Milchfarm in Australien auf und studierte Erziehungswissenschaften und Journalismus. Wenn sie sich nicht gerade Geschichten ausdenkt, findet man sie in ihrem gelben Lieblingsohrensessel in ihrer Bibliothek mit Blick über den Regenwald, wo sie bei einer Tasse Tee in einem Buch versinkt. Averil Kenny lebt mit ihrem Mann und ihren vier Kindern in Far North Queensland. »Sterne über Noah Valley« ist ihr erster Roman.

Die australische Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
»Those Hamilton Sisters« bei Echo Publishing, Sydney, Australien.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2023

Copyright © der Originalausgabe 2021 by Averil Kenny,

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH

Umschlagmotiv: Johanna Huber/HUBER IMAGES; FinePic®, München

Redaktion: Lisa Wolf

LK · Herstellung: ik

Satz: KCFG-Medienagentur, Neuss

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49241-1

www.goldmann-verlag.de

*Für Liam,
den Jungen, der mir jeden Tag
im Schulbus einen Platz frei gehalten hat,
und für die wunderschönen Geschichten,
die wir zusammen angestoßen haben:
Dash, Aurora, Eleanor und Teddy.*

ERSTER TEIL



*»Blick harmlos wie die Blume,
doch sei die Schlange drunter.«*

William Shakespeare, *Macbeth*

Kapitel 1



Ankunft in Noah Valley

1955

Der Zug, der sich an diesem grünen Sonntagnachmittag nach Noah Valley schlängelte, brachte Feuer mit sich, einen brodelnden Kessel voller Kleinstadtratsch.

Olive Emerson, die auf dem überfüllten Bahnsteig wartete, stieß ein letztes nervöses Gebet aus, als der Zug mit einem Ruck zum Stehen kam, dann ging sie ihn langsam ab, suchte in jedem Waggon nach ihren Nichten – drei erst vor Kurzem verwaiste Mädchen, die zum Geburtsort ihrer verstorbenen Mutter nach Noah Valley zurückkehrten.

Und da waren sie. Der fünfte Waggon stand in Flammen, lodernd von Rotschöpfen: der erste, in dem kräftigsten Rot, zu einem strengen Knoten nach hinten gebunden; der zweite, fließende erdbeerblonde Flammen, von goldenen Strähnen durchsetzt; und schließlich die glänzenden kastanienbraunen Locken einer anhänglichen Dreijährigen. Olive staunte, wie sich Esthers leuchtende Haarfarbe bei ihren Töchtern durchgesetzt hatte. Jedes der Mädchen trug dieses wilde Rot auf seine eigene Art – genug von ihrer tragisch

schönen Mutter, um Segen oder Fluch zu sein, je nachdem, wie man es sehen wollte.

Abergläubische Närrin, schalt sich Olive. Sie hatte sich geschworen, mit ihren Nichten einen Neuanfang zu wagen – eine Gnade, die Esther nie gewährt worden war.

Olive heftete den Blick auf das Waggonfenster, beschwor die Mädchen, sie vor der murmelnden Menge zu entdecken. In diesem Moment war sie sich nur allzu bewusst darüber, dass sie sich den Status als rettende Tante lediglich selbst gegeben hatte, war sie doch in Wirklichkeit nichts weiter als eine Fremde für diese Mädchen.

Olive hatte die Stimmen in der Main Street kaum überhören können, triefend vor Verachtung für die neueste Hamilton-Tragödie: die lange geächtete Tochter von Noah Valley, die endlich die Quittung bekommen hatte, und ihre Bastardkinder, die nach Hause reisten, um Buße für sie zu tun.

Selbst nach all den Jahren konnte Olive noch immer nicht verkraften, was aus ihrer Familie geworden war. Die Hamiltons waren eine Gründerfamilie dieses abgeschiedenen ländlichen Tals gewesen und über Generationen hinweg Bastionen der Achtbarkeit in Kirche, Schule und Farmleben. Niemand hatte es kommen sehen – am allerwenigsten sie selbst.

Malcolm und Lois Hamilton, erst spät zur Elternschaft gekommen, hatten zwei Mädchen großgezogen, die völlig unterschiedliche Lebenswege einschlagen sollten. Olive, die Ältere, hatte die Schule mit vierzehn beendet, einen netten einheimischen Jungen geheiratet und den ihr zugewiesenen Platz eingenommen. Obwohl Olive und Gavin Emerson

selbst keine Kinder bekommen konnten, hatten sie stets der Gemeinschaft etwas zurückgegeben und versucht, anderen eine Unterstützung zu sein. Stolz hingen ihre Ladenschindeln Seite an Seite: EMERSON'S EISENWAREN und EMERSON'S MODE UND STOFFE.

Und dann war da Esther.

Ein Wechseljahrbaby, über ein Jahrzehnt nach Olive geboren. Esther war eine aufstrebende Schriftstellerin gewesen, von glänzendem Intellekt und erstaunlicher Schönheit. Die vielversprechendste Debütantin, die je die Schulbühne von Noah Valley betreten hatte! So hieß es zumindest früher. Heutzutage war Esther Hamilton den meisten nur noch als ruinöse Lolita in Erinnerung geblieben.

Die Hamiltons hatten fast zwei Jahrzehnte lang mit dieser Schande gelebt, die an ihrem berüchtigten Familienstolz nagte. Aber Lois und Malcolm waren beide in den vergangenen Jahren gestorben, ohne sich mit ihrer Tochter versöhnt zu haben.

Zwanzig Jahre lang hatte Olive die Vergleiche zwischen den Hamilton-Schwestern ertragen, ihre Entfremdung erduldet und ohne Unterlass dafür gebetet, dass die kleine Essie zur Vernunft und zurück nach Hause kommen würde. Aber Stolz auf einer Seite und Scham auf der anderen hatten sich in beiderlei Hinsicht als unüberwindlich erwiesen.

Von den Hamiltons war es nur Olive gewesen, die den Kontakt zu Esther aufrechterhalten hatte. Gelegentliche Briefe und Geburtstagskarten, hin und wieder ein Telefonanruf, alles sanft und auf Umwegen versucht. Die meisten blieben unbeantwortet, oder die Antwort ließ so lange auf

sich warten, dass sie kaum noch von Bedeutung war. Aber was hätte Olive sonst noch tun können?

Die Frage verfolgte sie.

Der letzte Kontakt der Hamiltons zu Esther, vor acht Jahren, hatte stattgefunden, um sie über die Vorkehrungen für Lois' Beerdigung in Kenntnis zu setzen. Welche Tochter würde *nicht* zur Beerdigung ihrer Mutter nach Hause kommen? Nun ja, mittlerweile kannte Olive die Antwort: die Tochter, die zum ersten Mal seit zwölf Jahren von ihrem Vater angerufen wurde, der ihr mit schroffer Stimme ausdrücklich untersagte, daran teilzunehmen, um ja keine Schande über das Andenken einer ehrbaren Frau zu bringen. Die Frage, ob Esther zur Beerdigung ihres Vaters, nur wenige Jahre später, nach Hause kommen würde, stellte sich nicht.

Esther galt als verbannt, bis zu ihrem eigenen elenden Ende vor drei Monaten – in einem roten Hillman Minx, der über eine nasse, einsame Straße geschlittert war. Betrunknen, soweit Olive informiert war. Was für ein schändliches Ende für das Mädchen, das sie alle hätte in den Schatten stellen können.

Olive zuckte zusammen, als der Fuß, mit dem sie an ihrer Wade rieb, von einem Krampf geschüttelt wurde. Sie hatte die Nachricht vom Tod ihrer Schwester erst vor zwei Monaten erhalten. Wochenlang hatte sie ihr beschauliches, geordnetes Leben geführt, ohne auch nur zu ahnen, dass ihre kleine Schwester von ihr gegangen war.

Und jetzt waren hier Olives heimatlose, vaterlose, einsame Nichten: Sonnet, Fable und die kleine Novella Plum, die sie offenbar nur Plum nannten.

Unbehagen kribbelte unter Olives Kragen. Vielleicht hätte sie am Telefon mit Esthers Mädchen etwas offener über die Vergangenheit ihrer Mutter in Noah reden sollen? Es hatte ihr auf der Zunge gelegen, brennend. Aber wie sprach man so heikle Themen bei trauernden Kindern an? Und welches Recht hatte Olive, ihnen irgendetwas zu sagen?

Nein, sie würden es Schritt für Schritt angehen müssen, gemeinsam.

Schließlich wandte sich ihre älteste Nichte zum Zugfenster um. Ihr erschöpfter Blick glitt über Olive hinweg, nahm das Meer späherender Gesichter in sich auf. Olive hob zitternd eine Hand, und Sonnets Blick kam mit einem ernsten Nicken auf ihr zu ruhen, bevor sie sich abwandte, um Plums winzigen Koffer zuzuklappen.

Olive fragte sich, ob sie noch Zeit hatte, ein Aspirin zu schlucken, bevor die Mädchen aus dem Zug stiegen.

Als Erstes kam Sonnet, neu ernannter gesetzlicher Vormund, die zwanzig Jahre zuvor der Grund gewesen war, weshalb der Bauch ihrer Mutter unter der Schuluniform anschwell. Sonnet hatte nie auch nur einen Fuß nach Noah Valley gesetzt, und doch war sie jahrzehntelang *das* Stadtgespräch gewesen. Olive verzog das Gesicht. Im Gegensatz zu ihrer zarten Mutter war Sonnet hochgewachsen und durchtrainiert, von einem vornehm athletischen Aussehen, ergänzt mit dem üppigen Busen ihrer Mutter. Die strenge Frisur trug nicht dazu bei, ihren harten Zügen zu schmeicheln, aber mit ihren scharfen grünen Augen war sie zweifellos eine auffällige Erscheinung.

Dicht hinter Sonnet folgte Plum. Olives Herz krampfte

sich zusammen beim Anblick des pummeligen Mädchens, das sich an die Hand ihrer Schwester klammerte, einen Teddybären an die Brust gedrückt. Ringellocken umrahmten auberginefarbene Augen, ein herzförmiges Gesicht und volle Wangen.

Die zwölfjährige Fable verließ den Zug als Letzte, und als sie es tat, stockte Olive der Atem.

Es war Esther in den Rehaugen und vollen Lippen. Esther in der langen, wallenden Mähne, Esther in der zarten Figur, und Esther überall in diesen feinen Zügen. Nur die Haarfarbe war etwas anders. Und wo Esthers Augen grasgrün geschimmert hatten, waren Fables von einem sonnenbeschienenen Bernstein, das in einem Tümpel violetter Schatten schwebte.

Dieses junge Mädchen war noch entzückender als ihre Mutter es gewesen war.

Vier Hamilton-Frauen standen nun auf dem Bahnsteig und sahen sich schweigend an. Um sie herum weiteten sich Augen und Ohren voller Neugier; ein Geflüster ging durch die Menge.

Blut von meinem Blut, dachte Olive, während sie in ihren Nichten nach Spuren von sich selbst suchte.

Sie trat vor, um die Mädchen zu umarmen – und bekam eine Abfuhr. Sonnet hatte ein Stirnrunzeln aufgesetzt, das selbst die gutmütigste aller Frauen einschüchtern würde. Fable, mit Pokermiene, sah schnell zwischen Schwester und neuer Tante hin und her. Plum zappelte an Sonnets Rock, streckte die Arme aus und quengelte darum, getragen zu werden.

Das hier war kein Ort für eine intime erste Begegnung.

»Nach all den Jahren seid ihr endlich nach Noah Valley gekommen!«, sagte Olive. »Ich kann euch gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, euch hier zu haben.«

Sie streckte Sonnet die Hand entgegen. Doch anstatt sie zu ergreifen, beugte sich Sonnet mit verkniffenem Mund zu ihr. »Können wir gleich zu deinem Wagen gehen? Das hier ist zu viel. Die Mädchen sind erschöpft.«

Olive griff nach dem ersten von drei schäbigen Koffern. »Folgt mir!«

Sonnet wuchtete den letzten Koffer in den Kofferraum des Holden, dann steckte sie hastig eine rote Locke zurück, die sich aus ihrem Haarknoten gelöst hatte. Olive rückte die kleinste Tasche zurecht. Beide Frauen starteten einen angespannten Moment auf das Gepäck.

»Also dann«, sagte Olive und knallte den Kofferraum zu. »Bringen wir euch Mädchen nach Hause. Ich habe eine wundervolle Hühnersuppe auf dem Herd stehen.«

Sonnet zögerte, eine Hand auf dem Kofferraum.

Olive hielt inne. »Sonnet?«

»Wir würden gern direkt zum Cottage fahren.«

Olive wandte sich zur Fahrertür. »Es ist schon so spät. Gav und ich werden euch morgen früh hinbringen. Gleich als Erstes.«

»Wir möchten aber sofort einziehen«, erklärte Sonnet, den Blick durchs Rückfenster auf zwei kleine Rotschöpfe geheftet.

»Du liebe Güte, wir haben das Cottage noch gar nicht hergerichtet. Es ist nicht wirklich bewohnbar – noch nicht einmal der Strom ist wieder angeschlossen.«

»Kein Problem.«

»Nein, Liebes, da gibt's vorher noch jede Menge Arbeit zu erledigen«, sagte Olive. »Gav wollte sich um alles kümmern.«

Sonnets Kiefer spannte sich sichtlich an. Olive vermutete, dass ihr dieser Gesichtsausdruck in Zukunft noch häufiger begegnen würde – und sie sich manches Mal würde geschlagen geben müssen.

»Ich habe dir doch am Telefon gesagt, dass wir sofort einziehen wollen. Ich werde nicht im Haus einer Fremden kampieren.«

Olives Stirn kräuselte sich. »Aber wir wollen uns doch nur um euch kümmern ...«

»Ich Sorge für meine Schwestern, seit sie geboren wurden, und seit dem Tod unserer Mutter tue ich das ganz allein. Wir brauchen niemanden, der *sich kümmert*.«

O ja, Olive konnte sich nur zu gut vorstellen, wie es gewesen sein musste, ständig auf der Flucht zu leben – Städte, Zuhause und Freunde nach Lust und Laune ihrer Mutter zu wechseln. Olive konnte verstehen, dass Sonnet fest entschlossen war, unabhängig zu sein.

Olive war hin- und hergerissen. Sollte sie nachgeben? »Ich fürchte, ihr werdet enttäuscht sein, Liebes. Das Cottage ist heruntergekommen und von Ungeziefer befallen – Geckokot überall! Und Regenwaldratten.«

»Wir kommen schon zurecht.«

»Aber es ist wohl kaum angemessen, dass junge Mädchen ganz allein leben. Wir haben jede Menge Platz im Haupthaus. Ihr werdet kaum mitbekommen, dass wir da sind ...«

»Es steht nicht zur verdammten Diskussion«, schnitt Sonnet ihr das Wort ab. »Ich habe meine Pläne deutlich klargemacht, bevor wir Canberra verlassen haben.«

»Ja, ich kann mich erinnern. Aber, du liebe Güte, ihr müsst doch mal durchschnaufen wollen? Ihr habt so viel mitgemacht. Wir könnten euch doch sicher helfen – zumindest für den Anfang?«

Aber sie hatte sie zu sehr bedrängt. Olive spürte, dass Sonnet kurz davor war, in die Luft zu gehen.

»Na schön, wie du willst, dann fahren wir eben zum Cottage. Und du kannst selbst sehen, in was für einem Zustand es ist.«

»Ihr seid zur mildesten Zeit des Jahres angekommen«, erklärte Olive, während der Wagen vom Bahnhof eine steile Anhöhe in Angriff nahm. »Der Winter in den Tropen ist paradiesisch: jeden Tag Picknick und schwimmen. Wir lieben das Leben abseits der Großstadt. Und wir sind eine eng verwobene Gemeinschaft.«

Auf dem Beifahrersitz saß Sonnet in angespanntem Schweigen.

»Noah Valley ist eine alte Zuckerstadt. Ihr müsstet unsere Mühle gesehen haben, als ihr ins Tal gekommen seid. Zuckerrohr gibt es überall in dieser Gegend hier, aber wir haben auch unsere eigenen Tabak-, Mango- und Bananenplantagen zu bieten. Viele historische Anwesen.«

Sie kamen auf eine weite Biegung heraus. Unter ihnen, in einem tiefen Kessel von Bergketten, auf einer wogenden Patchworkdecke, lag Noah Valley.

»Das ist unsere Stadt.«

Das Licht der Spätnachmittagssonne, die sich den ganzen Tag hinter einer dunklen Regenwand versteckt hatte, brach jetzt über der Bergkuppe hervor und warf goldene Strahlen über das nebelverhangene Tal. Es war eine Technicolorszene; übersteigerte Farbtöne, klar akzentuiert vom Regen.

Olive warf einen Blick auf die Rückbank. Sie sah, wie sich Fables Lippen weit öffneten und Plum angestrengt versuchte, etwas zu erkennen, so glupschäugig, dass es schon fast komisch aussah. Nur Sonnet blieb steif, unergründlich.

Sie folgten der Straße hinunter nach Noah Valley; vorbei an einem Traktor, der im Leerlauf auf einem frisch umgepflügten Feld stand, während Reiher an den roten Reihen entlangstolzten, eine Allee zinnoberroter Mangobäume hinunter und auf eine Brücke, die eine breite, nebelverschleierte Flussschlucht überspannte.

»Der Serpentine Creek«, erklärte Olive und wies mit einem Nicken hinunter. »Schlängelt sich genau durch die Mitte des Tals.«

»Oh«, hauchte Fable, während sie aus ihrem verträumten Dämmerzustand zu sich kam. »Sonny, das ist *Mamas* Fluss! Erinnerst du dich? Wie sie immer von ihrem Serpentine-Zauber geredet hat ...«

Olive machte ein spöttisches Geräusch. »So ein Unsinn. Esther hat kaum von ihren Büchern aufgesehen, um zu bemerken, dass der Fluss überhaupt existiert! Und wenn sie diesen Fluss so sehr geliebt hat, warum hat sie denn dann ...« Als sie sah, wie sich Fables Miene verschloss, brach Olive ab. Die Anspannung im Wagen war spürbar.

Olive nahm kurz die Hand vom Lenkrad, um nach dem Folienstreifen mit Tabletten in ihrer Rocktasche zu tasten. Sie würde für die Mädchen einen Tee kochen, wenn sie auf Heartwood ankamen, und dann ein paar Aspirin schlucken.

»Na ja, ist ja auch egal«, murmelte Olive. »Beim Cottage werdet ihr nah am Fluss sein, und dann werdet ihr es selbst sehen: Es ist nur ein ganz gewöhnlicher Wasserlauf, ohne jede Magie. Jedenfalls bis zur Regenzeit – dann haben wir hier unseren eigenen reißenden Strom!«

Plum presste ihr kleines Gesicht besorgt an die Scheibe.

»Die Brücke nach Noah wird jedes Jahr überflutet. So wie all unsere Brücken in der Regenzeit – sie schneiden uns von der Außenwelt ab. Wir sind die nasseste Region von ganz Australien, sehen manchmal wochenlang keinen Sonnenstrahl. Wir brauchen praktisch eine Arche!«

Sie bogen jetzt in die Main Street ein. Tadellose Art-déco-Gebäude mit hübschen, rustikalen Fassaden säumten die Straßenfront. Wahre Institutionen thronten hier stolz: das Postamt, das Canecutter's Hotel, das Paragon Café – alle, wie es sich gehörte, geschlossen an einem Sonntagnachmittag.

»Da sind unsere Läden«, sagte Olive und bremste den Wagen zu einem bloßen Tuckern ab, während sie an den nebeneinanderliegenden Geschäften vorbeifuhren.

Olive bewunderte ihre Schaufensterpuppen, die anlässlich der Ankunft ihrer Nichten in sittsame, damenhafte Kleider gehüllt waren. »Nicht unbedingt das, was ihr an Wintermode unten im Süden seht, nehme ich an, aber wir haben hier eigentlich keinen richtigen Winter.« Als sie die Furche

zwischen Sonnets Augen bemerkte, fügte Olive hinzu: »Ich freue mich, jetzt ein paar junge Frauen als Inspiration zu haben. Meine Kundschaft besteht hauptsächlich aus unseren Damen mittleren Alters, und ich verliere jedes Jahr viele Debütantinnen an die großen Kaufhäuser in Cairns. Ich habe jede Menge Arbeit für euch Mädchen in meinem Geschäft ... falls ihr wollt.«

Sie spürte, wie Sonnet sich versteifte, daher trat sie das Gaspedal durch und vergaß vorläufig ihren Traum von ihren anmutigen Nichten, die zwischen den Kleiderständen umherschwebten und Lebendigkeit versprühten.

Die Main Street gabelte sich um einen großen Park mit einer schmiedeeisernen Pforte am Eingang. Sonnets Interesse schien aufzuflackern beim Anblick der riesigen Bäume dahinter, ihre Äste so ausladend, dass sie ein Haus hätten überdachen können.

Olive nahm ihre Reiseführung rasch wieder auf. »Regenbäume. Die gab es in Noah Valley schon immer, seit wir hier angesiedelt wurden. Im Winter richtet unsere Kirche – gleich dort drüben, seht ihr – im Park ein Zuckerfestival aus, um den Startschuss für die Zuckerrohr-Erntesaison zu geben. Jede Familie in der Stadt hat ihren eigenen Tisch. Da gibt es Fahrgeschäfte und Buden – ihr Mädchen werdet es lieben!«

Sonnet hatte sie allerdings bei der ersten Erwähnung von »unserer Kirche« verloren.

Sie schlängelten sich noch eine Anhöhe hinauf, die mit Bananenstauden bedeckt war, und oben auf der Kuppe an einer Schule vorbei. Fable kurbelte das Fenster herunter.

»Ist das meine Schule?«, fragte sie, während ihre Augen

alte Holzbauten und die Banyanbäume mit ihren langen, herabhängenden Ranken musterten.

»Ja, die Grundschule und die Highschool sind hier beide zusammengelegt. Du wirst die vierte Generation von Hamiltons sein, die über die Schwelle der Schule von Noah Valley tritt ...« Olive wurde blass, und der Rest ihrer Geschichte blieb unausgesprochen.

Die letzte Hamilton hier wurde unter lautem Gejohle vom Schulgelände gejagt.

Die Fahrt ging weiter. Queenslander Familiensitze erstreckten sich zwischen Farmland, das Tal verschmälerte und vertiefte sich, und hoch aufragende Berge, unwahrscheinlich grün, umschlossen die kleine Gruppe. Sie durchquerten einen letzten Regenwaldhain, und da, mit einer stolzen Aussicht über blühendes Zuckerrohr, erhob sich das im Kolonialstil errichtete Plantagenhaus der Hamiltons.

»Das hier«, erklärte Olive erhaben, »ist Heartwood.«

Olive hörte, wie Sonnet tief einatmete, während ihr Blick über die ausladende Veranda und Hängefarne glitt, weiße Fensterläden, die zu den gebogenen Papayas hin geöffnet waren, Kokospalmen, die wie Wachposten ringsum standen, und prächtige Tropengärten, die vor dem weißen Holz wucherten.

»Es ist ganz nett«, meinte Sonnet wohlwollend. »Ich kann verstehen, warum du uns hier unterbringen möchtest.«

»Gav und ich haben dieses Anwesen von euren Großeltern geerbt. Genau das Stück Land, auf dem ich geboren wurde. Damals war es eine bewirtschaftete Zuckerrohrfarm, aber das meiste Zuckerrohr, das ich als junges Mädchen

durchstreift habe, wird jetzt auf einer Seite unseres Grundstücks von den Hulls und auf der anderen von den Lagorios angebaut.«

Der Holden kam zum Stehen.

»Und jetzt«, sagte Olive, »gehen wir das kurze Stück zu Fuß zu eurer neuen Unterkunft.«

Ein Golden Retriever sprang über das Gras auf die Neuankömmlinge zu. Plum schrie auf und sprang auf Sonnets Arm.

Olive machte eine beschwichtigende Geste, während der Hund um sie herumtollte. »Oh, keine Sorge wegen Zephyr, er ist gutmütig.«

Plum wimmerte, während Sonnet mit einer Hüfte wippte, um sie zu beruhigen. »Olive, Plum hat schreckliche Angst vor Hunden!«

»Oje«, erwiderte Olive, etwas mürrischer als beabsichtigt. »Zeph himmelt jeden an, also nehmt seine Begeisterung nicht allzu persönlich. Sitz, mein Junge. Sitz!«

Zephyr setzte sich, und Olive zuckte mit den Schultern. »Sie wird sich schnell genug an ihn gewöhnen.«

»Oder wir werden uns von seinem Zuhause fernhalten müssen.«

Zephyr wurde prompt auf die Veranda verbannt. Sein Blick folgte sehnsüchtig den Hamilton-Schwestern, während sie ihre Koffer ausluden.

Sie gingen am Haupthaus vorbei und stiegen einen Hang hinauf, der mit exotischen Obstbäumen bepflanzt war. Fable streckte eine Hand aus, um eine pralle Frucht mit reptilienartiger Haut zu berühren.

»Meine Zuckeräpfel«, begann Olive. »Und wartet nur, bis ihr die ...«

Aber Sonnet würde jetzt für nichts stehen bleiben.

Auf der Kuppe des Hügels angekommen, blickten sie über eine Schwemmwiese, die sich bis hinunter zu einer breiten, vom Regenwald umschlossenen Flussschleife erstreckte. An den Fuß des Hangs schmiegte sich ein baufälliges Holzcottage, umgeben von Bäumen und einem Garten, der überwuchert war von Allamandagestrüpp, Melassegras und rankender Mandevilla. In der anbrechenden Dunkelheit setzte sich das behagliche Cottage deutlich vor dem dichten, dunklen Wald ab.

Fable seufzte.

»Das Cottage stammt noch aus der edwardianischen Zeit und wurde von euren Großeltern erbaut«, erklärte Olive, während sie mit zunehmendem Schwung den Hügel hinunterliefen. »Ich habe in der ersten Zeit meiner Ehe selbst in dem Cottage gelebt, und nach mir war es immer eurer Mutter versprochen. Selbst nachdem sie ... Noah Valley verlassen hatte, war es immer noch ihres. Wir haben es als Gästehaus genutzt und in letzter Zeit als Lagerschuppen. Aber jetzt gehört es euch.«

Während die beiden jüngeren Mädchen vorausstürmten, blieb Olive stehen. Sonnet wandte sich fragend um.

Olive seufzte, lange und tief.

»Hier«, sagte sie und drückte Sonnet den Schlüssel in die Hand. »Nur zu, macht es euch gemütlich. Ich wünschte, du würdest mir glauben – es ist wirklich absolut unbewohnbar. Aber wenigstens sind die Betten frisch bezogen. Es gibt

Sturmlaternen, und auf dem Küchentisch findest du Zuckerbananen, frisches Brot und Passionsfruchtaufstrich für euer Abendessen. Ich hatte mir schon gedacht, dass du vermutlich darauf bestehen würdest, heute Abend hier zu übernachten. Du bist schließlich die Tochter deiner Mutter. Es ist vermutlich sehr ungemütlich, aber wenn es das ist, was du wirklich willst ...?»

Fable war die Erste, die durch die klapperige Pforte und unter die verrottende Gartenlaube trat. Sie blieb stehen, um die verfallenden Giebel und Dachbodenfenster zu bewundern, die im letzten goldenen Licht des Tages leuchteten; sie reckte die Nase, um an den duftenden Gardenien zu schnuppern, die in dem wilden Garten blühten, stieg auf Zehenspitzen über Frangipaniblüten, die auf dem steinernen Fußweg verstreut lagen, und spürte, als sie das Flusslied hörte, wie sich ihr Pulsschlag erhöhte. Hier gab es mehr Schönes, als sie in ihrem jungen Leben je gesehen hatte. Hier konnte ihr gebrochenes Herz heilen.

Sonnet stieg die Stufen zum Cottage hoch, kratzte an dem abblätternden Anstrich der Schindeln, während sie in die moderige Dunkelheit trat, und begann ihre Inspektion mit einem gedanklichen Frühjahrsputz – jahrelangen Schmutz mit der Kraft der Fantasie zu tilgen. Sie schrubbte die Klauenfußwanne in einem stechend nach Schimmel riechenden Badezimmer, fegte Spinnweben von den nackten Balken, jagte Wollmäuse den langen Flur hinunter, verbannte Krimskrams von dem Fenstersims im Wintergarten, förderte Möbel aus Schutthaufen zutage und kratzte Schmutz

vom vorderen Erkerfenster. Sie glitt mit einem Finger über ein schmutziges Bücherregal, zählte Stellen für jedes Buch, das sie eines Tages vielleicht dort einräumen würde, und nickte anerkennend beim Anblick einer schlichten, wenn auch vollgestellten Küche. Sie beendete ihre Inspektion mit einem Seufzer wie nach körperlicher Arbeit. Alles, was sie hier sah, hatte Potenzial für ein richtiges Zuhause. Endlich.

Kapitel 2



Heartwood

Sonnet wurde vom lauten Brutzeln von Eiern, untermalt vom eindringlichen Ruf einer Regenwaldtaube, geweckt. Ihr Magen rumorte, und Sonnets Blick glitt durch das Dachbodenschlafzimmer, wartete darauf, dass irgendetwas einen Sinn ergab: ausgebleichene Chintzvorhänge an den Giebel Fenstern, die warmes Licht hereinließen; klobiges, nach links abfallendes Bett; Vintagekommode und -frisiertisch, unter Krimskrams begraben, und in einem eindrucksvollen Kleiderschrank geblümete Kleider und perlenbesetzte Gewänder, die dort hingen wie schlaffe, großmütterliche Geistererscheinungen. Sonnet war zu Hause.

Aber wie könnte es ohne Mama je wirklich ein Zuhause sein?

»*Saudade*«, flüsterte Sonnet in die moderige Luft – eines ihrer Lieblingswörter aus ihrer Sammlung und in letzter Zeit ein Rettungsring. Nichts anderes konnte diese neue Existenz auch nur annähernd beschreiben: die Anwesenheit von Abwesenheit.

Sie hatte jetzt zwar eine Tante, aber endlos viel Arbeit vor sich. Sonnet wand sich bei der Erinnerung an die Anspan-

nung des gestrigen Nachmittags. Sie hoffte, dass sie Olive nicht schon jetzt vor den Kopf gestoßen hatte, aber die Frau war einfach verdammt stur. Irgendetwas an Olives Vehemenz war ihr gleich gegen den Strich gegangen. Auch wenn man fairerweise sagen musste, dass sich Sonnet über viele Dinge an vielen Leuten ärgerte. Sie beschloss abzuwarten, um zu sehen, was genau Olive ihnen anzubieten hatte, bevor sie sie völlig vergraulte.

Während sie das Chaos um sich herum in Augenschein nahm, spürte Sonnet, wie sich ihr Magen vor Panik verkrampfte. In ihrer Erinnerung erschien ihr die winzige, ordentliche Mietwohnung, die sie in Canberra zurückgelassen hatten, wie eine Art Burg. Diese Wohnung hatte sie länger als irgendeine andere – drei ganze Jahre – beherbergt und war das einzige Zuhause, das Plum je gekannt hatte. Dort war das Leben zum ersten Mal stabil erschienen, hell sogar, als ob ein Schatten von ihrer aller Leben abgefallen wäre.

Sonnet hatte ihr letztes Schuljahr an einer einzigen Highschool verbracht, was allein schon ein Wunder war, und die Schule mit Auszeichnung abgeschlossen. Nicht dass es viel Sinn hatte, akademische Höchstleistungen zu erbringen oder insgeheim von einem Studium an der Universität zu träumen. Gleich nach der Schule hatte Sonnet auf eine weiterführende Ausbildung verzichtet, um Mama bei ihrer Schneiderarbeit zur Hand zu gehen. Es war das Mindeste, was Sonnet tun konnte, um ihr zu helfen, die Mädchen durchzubringen, und sie war ohnehin immer davon ausgegangen, dass das ihr Schicksal war, seit sie als kleines Mäd-

chen auf Mamas Drängen hin ihren ersten Stich genäht hatte. Fable, an der Schwelle zur Pubertät, war ebenfalls aufgeblüht – sie hatte die neuen privaten Kunststunden geliebt, für die Mama jeden Dollar zusammenkratzte, um sie bezahlen zu können. Und Plum war in der Zwischenzeit in der liebevollen Obhut von Esthers neuer Freundin, Maria, geblieben, die auf der anderen Seite des Flurs lebte.

Plum hatte eine völlig andere Version von Esther Hamilton gekannt als die, in die Fable und Sonnet hineingeboren worden waren. Dieser süße Fratz mit den Grübchen hatte eine schier unglaubliche Veränderung in ihrer Mutter bewirkt. Mit Plums Ankunft schien Mama endlich ... na ja, man konnte nie sagen, *zufrieden*, aber irgendwie sesshaft geworden zu sein. Sonnet nahm an, dass ein Großteil davon Esthers enger Freundschaft mit der fünffachen Mutter und frommen Christin Maria geschuldet war. Trotz ihres Misstrauens gegenüber Religiosität gestand Sonnet Maria einen beruhigenden Einfluss auf ihre Mutter zu. Das Leben war konventionell gewesen, banal sogar. Fast vergessen waren die Tage, an denen Mama ihrer aller Leben wieder einmal ohne jede Vorankündigung entwurzelte, in einem verzweifelten Versuch, vor irgendetwas oder irgendjemandem davonzulaufen.

War es Mama in den letzten Jahren gelungen, ihren Dämonen zu entkommen? Sonnet wollte es glauben. Es hatte weniger Chaos und Unglück geherrscht als in früheren Jahren. Keine monatelangen Phasen mehr, in denen sie auf Zehenspitzen an der Tür vorbeischlichen, während Mama versuchte, der Hölle durch Schlaf zu entkommen. Und kei-

ner dieser geheimnisvollen Liebhaber mehr, von denen sie nur bruchstückhaft etwas mitbekamen – eine volltönende Stimme am Telefon, ein vielsagender Geruch an Mamas Haut, ein Schatten, der in den frühen Morgenstunden an ihrem Fenster vorbeihuschte. Es hatte mehr von Mamas beschwingten, kreativen Phasen gegeben, in denen sie Literatur zitierte und diese folkartige Altstimme durch die Wohnung schwebte. Mama redete zwar unerlässlich von Türkisen, Weihrauch und Aura, aber zumindest hatte sich, endlich, so etwas wie eine gewisse Reife eingestellt.

Normalität und Berechenbarkeit hatten bei ihrer versponnenen Mama schließlich immer hart erkämpft werden müssen: lebhaft und leidenschaftlich liebend im einen Moment, ausdruckslos abwesend und überreizt im nächsten. Niemand sonst schien eine Mutter zu haben, die so jung und schön war – und so traurig. Esther war das Mädchen, das eine Mutterrolle spielte – und oft ihren Text vergaß. Sie war es, die sie alle zu später Stunde zu Kunstgalerien und Literaturfestivals aus dem Haus zerrte, auch wenn es immer mit Tränen – ihren eigenen – endete, und dennoch die Schulpforte, Schuleltern, Schularbeiten, selbst die bloße Erwähnung der Schule selbst, mied. Esther konnte monatelang glücklich in häuslicher Verwahrlosung leben, um dann plötzlich manische Putzaktionen in Angriff zu nehmen, als erwartete sie jeden Moment, Mitglieder des Königshauses zu empfangen. Ständig erschöpft konnte Mama nach einer langen Schicht nur selten die Willenskraft aufbringen, ein Mittagessen zuzubereiten, ein Abendessen auf den Tisch zu stellen oder für überhaupt irgendeine Verpflegung zu sorgen.

Ihre »Nerven« beschrieb Mama als ständig »in Flammen«. Sonnet hätte sie vielleicht berichtet: *Nein, Mama, sie brennen durch.*

Das war der Punkt, an dem Sonnet immer eingesprungen war, oder? Sie hatte ihr Bestes getan, um Mama die Last zu erleichtern. Sonnet war Köchin und Putzfrau, Hausangestellte, die Kleider ausbesserte, Fugen schrubbte, Schultaschen packte, Einkäufe erledigte. Sie hatte bereits in jungen Jahren begriffen, was für Mädchen sie waren – arm und vaterlos, die Art Mädchen, die bemitleidet wurden. Schlau wie sie war, hatte sie gelernt, die neugierige Hilfe von Nachbarn und wohlmeinende Angebote kirchlicher Gutmenschen zu entschlüsseln. Jeder angeblich besorgt um die »Sicherheit« der jungen Mädchen, die alleingelassen wurden, während ihre Mutter lange Tage und Nächte arbeitete, um sie durchzubringen, ohne einen Vater, der moralischen Anstand – oder eine Miete, die vollständig und pünktlich bezahlt wurde – garantierte. Sonnet hatte, genau wie Mama, gelernt, solche Wohltaten mit verächtlichem Stolz abzulehnen. Sie hatte die Lektion angenommen, die Esther in Wort und Tat vermittelt hatte: »Wir brauchen niemanden sonst, solange wir Hamilton-Mädchen immer einander haben.«

Bis Mama starb und wir einander auf einmal nicht mehr hatten.

Plum schien am meisten zu leiden; sie weinte wochenlang um die Mutter, die diesmal nicht wieder nach Hause zurückkommen würde. Plum hatte in ihrer frühen Kindheit, wann immer sie konnte, an Esthers Rockzipfel gehangen.

Sie wurde ständig herumgetragen, verzweifelt geliebt, und schlief meist an Esthers Brust gekuschelt.

Aber Plum hatte sich auch am schnellsten angepasst, hatte sich das, was sie brauchte, von Sonnet erkämpft. Sie schlief nachts in Sonnets Bett und klammerte sich tagsüber beharrlich an ihre große Schwester. Ihr ganzer Schmerz war sichtbar, therapierbar.

Es war Fable, seit Mamas Tod überraschend abgeklärt, die Sonnet nachts wach hielt. Fable war ein spiegelglatter Tümpel unergründlicher Tiefen; ein stilles, tiefes Wasser, das unerforscht blieb. Mama hatte es immer auf eine besondere Weise verstanden, Fable zu erreichen. Aber würde Sonnet das auch gelingen? Wimmern und Toben konnte Sonnet vielleicht besänftigen, aber gegen das innere Chaos blieb sie machtlos. Und Sonnet sorgte sich schon lange um Fables Hang zu geheimen Welten, die von niemandem sonst ergründet oder gar betreten werden konnten.

Fable Winter war zu einer für Esther schmerzlichen Zeit gekommen, erneut verlassen von einem geheimnisvollen Liebhaber, der es in seiner Abwesenheit schaffte, ihrer aller Leben zu beherrschen. Fables Vater hatte, als er sich aus dem Staub machte, auch den Großteil von Esther mitgenommen. Das winzige Mädchen mit den dunkelvioletten Augen, das eines Augustmorgens überstürzt das Licht der Welt erblickte, wurde in die Arme einer innerlich ausgehöhlten Mutter gelegt. Sonnet war damals erst acht, aber sie erinnerte sich noch gut an die schwermütige Mutter, die von Raum zu Raum gewandert war, ihr rötlich-goldblondes Bündel an sich gedrückt, so nah und doch so fern. Sie hatte darauf

beharrt, dass Mama das Baby »zurückschicken« sollte, das so viel Traurigkeit mit sich gebracht hatte.

Fable schien, von dem Moment an, in dem sie geboren wurde, zu wissen, dass sie besser keinen Aufstand machte und dankbar für die kleinsten Aufmerksamkeiten sein sollte. Während Sonnet vor ihr quengelig und anstrengend gewesen war – noch *immer* war, wie sie durchaus zugeben konnte –, war Fable ein fügsames, friedliches Kind. Sie war außerdem die Einzige, die sich empfänglich für Mamas kreative Leidenschaften zeigte: eine eifrige Autorin und Künstlerin von frühreifem Talent. Doch wo Esthers literarische Bestrebungen fieberhaft und verzagt waren, war Fables künstlerisches Herz süß, beständig und verträumt.

Oder war es gewesen.

Beängstigenderweise hatte Fable seit dem Tag, an dem Mama gestorben war, keinen Pinsel oder Bleistift mehr angerührt. Die Ruhe und Sauberkeit von Fables Händen machte Sonnet Angst. Fable war der Hauptgrund, weshalb Sonnet sie alle hierhergebracht hatte. Fable brauchte Stabilität, Ruhe, Sicherheit – alles, was Noah Valley zu bieten hatte. Nach Sonnets Recherchen klang dieses Tal wie ein idyllischer Garten Eden.

In bittersüßer Ironie hatte Mamas Tod den Mädchen eine neue Lebensstation eröffnet. Zwei unerwartete Schätze waren aus Esthers sorgfältig abgefasstem Testament aufgetaucht: ein eigenes Cottage und ein großzügiger Fonds für die Mädchen – eine Erbschaft, die für sich selbst auszugeben Esther offenbar zu stolz gewesen war. Genug, um sie alle unabhängig unterzubringen, in einem richtigen Zuhause, in

fußläufiger Entfernung zu einer Tante, die, nach dem vagen Bekunden ihrer Mutter, ein »gutes Herz« hatte.

Selbstverständlich hatte Sonnet diese Gelegenheit beim Schopf gepackt! Welche Gründe auch immer Mama bewogen hatten, ihre Familie und Gemeinde zu verabscheuen, es waren nicht Sonnets. Mama hatte gern gesagt: »Kleinstädte bringen Kleingeister hervor«, und sie hatte streng darauf geachtet, nie wieder woanders zu leben als in einer Großstadt. Aber als Tochter einer unverheirateten Mutter, selbst einer abgebrühten Großstadtbewohnerin, wusste Sonnet nur zu gut: Vorurteile gab es überall.

Wie viel schlimmer konnte eine Kleinstadt wirklich sein?

Sonnet setzte all die Hoffnungen eines nomadenhaften Lebens auf diesen Umzug in den Norden; ein Neuanfang, ein völlig anderes Leben für die Hamilton-Schwestern. Sie hatte alles genau geplant: das alte Cottage auf Vordermann bringen, die Mädchen mit der örtliche Schule vertraut machen, sich Arbeit suchen, sparen, was das Zeug hielt, und die Mädchen dann fortschicken, damit sie sich den Reihen aufstrebender, moderner junger Frauen an der Universität anschlossen.

Und dann würde endlich auch Sonnet an der Reihe sein.

Das war schließlich die eine persönliche Sache, die dieser regionale Umzug Sonnet gekostet hatte, zumindest kurzfristig: das Hochschulstudium, nach dem sie sich so lange gesehnt hatte. Sonnet hatte nicht die Absicht, die vorgeschriebene Rolle der Hausfrau auszufüllen.

Aber es war ausgeschlossen, dass sie ihre Schwestern jetzt im Stich ließ. Sie brauchten sie, so wie sie es immer getan

hatten. Sonnets brillante Karriere würde warten müssen – aber nicht für immer.

Ihr Blick wanderte zu der Urne, die sie gestern Abend behutsam auf ein schmutziges Regal gestellt hatte, nachdem sie Mama aus ihrer primitiven Reiseverpackung befreit hatte – den Socken und der Unterwäsche, die sie vor Stößen geschützt hatten.

Du wirst bald frei sein, Mama.

Es war eine der ersten Aufgaben zu entscheiden, wo ihre Asche verstreut werden sollte. Ihre eigenwillige Mama würde in einer Keramikurne niemals ihre Ruhe finden.

Teller schepperten und rissen Sonnet aus ihren Grübeleien. Sie schwang die Beine aus dem Bett und stieg eine knarrende Treppe hinunter, um dem Lärm auf den Grund zu gehen.

Olive war in der Küche, den leicht ergrauten rotblonden Kopf über den Gasherd gebeugt, ein unerwartetes Publikum an ihrer Seite. Die schüchterne Plum, die schreckliche Angst vor Fremden hatte, stand neben ihr auf einem Stuhl, den Teddybären an ihre Babywangen gedrückt. Vor der Haustür lagerte Zephyr und hechelte möglichst leise vor sich hin.

Plummy, die in der Nähe eines Hundes ruhig war *und* einer praktisch Fremden Gesellschaft leistete? Sie waren kaum fünf Minuten hier, und Olive versuchte schon jetzt, die Dinge an sich zu reißen.

»Guten Morgen, Schlafmütze!«, rief Olive. »Ich wusste, dass ihr nach eurem kurzen Abendessen hungrig sein würdet, daher habe ich mich selbst hereingelassen. Dachte, ich koche euch etwas Gutes.«

Die gezwungene Fröhlichkeit überspielte die Absurdität der Situation nur schlecht: Olive, die sich in das Cottage schlich, das sie immer als ihr eigenes gekannt hatte, um sich um Nichten zu kümmern, die ihr kaum näherstanden als Fremde.

»Wer von euch sammelt Zeitungen?«, fragte Sonnet und zog sich einen Stuhl an einen Resopaltisch voller Zeitungstapel und leerer Marmeladengläser.

»Mein Gav«, antwortete Olive, während sie noch ein riesiges Ei in die Pfanne schlug. »Verwendet sie für Gartenmulch.«

»Und die Gläser sind dann deine?«

»Ja, ich bin eine begeisterte Marmeladenköchin und, wenn ich das sagen darf, berühmt für meine Ananasbutter-Mangostan-Chutneys. Ich räume dieses Durcheinander gleich auf. Am besten wäre es wohl, meinen Laden für ein paar Tage zu schließen, um euch zu helfen.«

»Oh, nein danke, wir kommen schon zurecht.«

Olive wendete geschickt ein Ei. »Plum hat mir eben von eurer Zugfahrt erzählt. War doch auf jeden Fall eine lange Reise für euch Mädchen, den ganzen Weg von Canberra hoch.«

Plum hat *geredet*? Die Furche zwischen Sonnets Augen vertiefte sich. »Ja, wir haben eine halbe Woche gebraucht.«

»Dann warst du ja bestimmt froh, letzte Nacht in einem richtigen Bett zu schlafen.«

»Na klar. Ruhig geschlafen habe ich trotzdem nicht, aber das lag vielleicht auch an der Matratze.«

Olive sprang prompt darauf an. »Ist alles ziemlich ver-

wahrlost hier, habe ich recht? Vielleicht wäre es doch angenehmer für euch, erst mal zu uns nach Heartwood zu ziehen?»

Sonnet musste sie für ihre Sturheit bewundern.

»Das Cottage hat alles, was wir brauchen.«

»Na ja ...«, schnaubte Olive, »... erstens einmal gibt es hier kein Besteck. Das musste ich mitbringen. Und viel Glück, falls du versuchen willst, heute Morgen heiß zu duschen, ohne Strom!«

Sonnet musste gegen ihren Willen lächeln, während Olive über sich selbst lachte. Plum sah misstrauisch zwischen Tante und Schwester hin und her.

»Lass mich dir einen Vorschlag machen«, sagte Olive.
»Oder es zumindest versuchen.«

Sonnet verkrampfte sich.

»Wie wär's, wenn ihr für ein paar Tage bei uns wohnt, während wir das Cottage auf Vordermann bringen. Wir werden den Strom anschließen, und Gav wird sich um die Instandsetzungsangelegenheiten kümmern. Wir können diese ganze Bude von oben bis unten durchputzen, und dann ...«

»Olive«, schnitt Sonnet ihr das Wort ab, »ich weiß dein Angebot zu schätzen. Aber ich befürchte ehrlich gesagt, dass aus ›ein paar Tagen‹ schnell eine Woche wird und mit dem ein oder anderen zusätzlichen Problem ein Monat oder ein halbes Jahr und so weiter.«

»Oh, wäre es denn wirklich so schlimm, bei Gav und mir zu wohnen?«

»Ich hatte nicht vor, nach Noah Valley zu kommen, um meine Unabhängigkeit aufzugeben.«

»Du sollst sie ja nicht aufgeben – ihr nur eine kleine Pause gönnen.«

»Nein.«

Olive wandte sich seufzend ab, und verschwand in der Speisekammer. Sie kam mit einem altmodischen Salzstreuer wieder und knallte ihn hart auf den Tisch. Salz kam nicht zum Vorschein. Sonnet sah sie nachdenklich an.

Bleib stark! Wenn du jetzt einknickst, wird dein Leben hier eine Reihe von Zugeständnissen an diese Frau sein.

»Ich hoffe, du magst dein Essen fad und ungewürzt«, sagte Olive und schob Sonnet einen Teller mit Eiern hin.

»So mag ich's am liebsten, danke.«

Am Herd zuckte Olives Rücken vor ungesagten Worten. Sonnet hob den Blick zum Himmel und unterdrückte ein Stöhnen.

Vielleicht dieses eine Mal?

Sie stieß ein leises Schnauben aus.

Nur dieses eine Mal.

»Na gut«, erklärte sie schließlich, obwohl ihr Ton das Gegenteil besagte. »Wir wären froh, für ein paar Tage bei euch in Heartwood zu wohnen.«

Olive wandte sich um, zog die Augenbrauen hoch.

»Die Schule fängt in zwei Wochen an«, fuhr Sonnet fort. »Bis dahin will ich ein bewohnbares Zuhause haben.«

»Oh, gut, ich liebe es, feste Termine zu haben!«

»Aber du musst mir versprechen, dass du uns spätestens am Ende der Woche wieder ins Cottage ziehen lässt.«

»Versprochen.«

Sonnet nickte zweifelnd. »Okay, danke, Olive.«

»Wäre es zu früh, um einen Antrag für den Titel ›Tante‹ zu stellen?«

»Lass es uns nicht gleich übertreiben. Und was ist das eigentlich für ein verdammter Vogel, der draußen vor meinem Fenster sein Unwesen treibt?«

»Eine Wompu-Fruchttaube.«

»Okay, als Erstes werde ich mir eine Steinschleuder besorgen.«

Sonnet war eine Frau auf einer Mission, stets die Urne im Blick, die darauf wartete, dass das Cottage in seinem einstigen Glanz wiedererstrahlte. Olive arbeitete eine geschlagene Woche unermüdlich an ihrer Seite. Allmählich erkannte Sonnet, wie ihre Tante zu diesen muskulösen Waden und Armen gekommen war – die Frau war ein Kraftpaket, das jede Aufgabe entschlossen in Angriff nahm. Widerstrebende Zusammenarbeit wurde langsam zu Anerkennung.

Nicht dass Sonnet irgendeine Absicht hatte, Olive das wissen zu lassen.

»Ich will dieses Bücherregal nicht dort haben«, sagte Sonnet beispielsweise sehr bestimmt – und ignorierte dabei, wie es jetzt vor Glanz erstrahlte. Oder: »Lass das, ich komme schon klar«, was tatsächlich bedeutete: Danke, gute Arbeit, wie hätte ich das ohne dich bloß geschafft.

Fable war wenn überhaupt nur zeitweise eine Hilfe, da sie zwischen überschwänglichen Putzaktionen immer wieder verträumt über das Farmland schlenderte und dabei leise vor sich hin murmelte. Nach Hause kam sie zur Abendessenszeit, rosa Schlangenzwurzblüten im Hosensack, violette

Prinzessinnenblumen hinter den Ohren, Goldsternwedelien um die Stirn geflochten und von der Sonne gewärmte exotische Früchte in den Hosentaschen. Oh, na klar, wenn es *Fables* Zimmer war, das ausgemistet werden sollte, *ihr* Bücherregal, das mit innig geliebten Romanen gefüllt wurde, dann war sie die Einsatzbereitschaft in Person. Bei jeder anderen Aufgabe hingegen blieb Fable ein wandernder Punkt in der Ferne, der nicht einzufangen war.

»*Solivagant!*«, zischte Sonnet jeden Tag *Fables* flüchtender Gestalt hinterher, wie einen Hexenfluch. Es war unmöglich, nicht wütend auf ihre Schwester zu sein, wenn Sonnet selbst bis zum Hals in jahrzehntealtem Dreck steckte.

Plum hingegen war ein Schatten an Sonnets Seite: bemüht zu helfen, aber außerstande, irgendeine echte Unterstützung anzubieten. Hin und wieder schlich sie sich an Olive heran – und huschte davon, sobald sie direkt angesprochen wurde. Sonnet gegenüber erwähnte Olive nichts von dieser zunehmenden Aufmerksamkeit. Nichtsdestotrotz entwickelte Olive nach und nach eine immer größere Zuversicht.

Gavin Emerson – der neue Onkel mit dem schroffen Lächeln, der ständig nach Kiefern und Diesel roch und der bei ihrer ersten unbeholfenen Begegnung darauf bestanden hatte, dass sie ihn Gav nennen sollten – erwies sich als Stolperstein. Sonnet fiel es schwer, eine Onkelfigur herumzukommandieren. Gav war ein eifriger Tausendsassa, die perfekte Bereicherung, und doch weigerte sich Sonnet, irgendetwas aus der Hand zu geben. Allzu oft ertappte er sie in kompromittierenden Situationen – wenn sie schwere

Möbel schob, sodass die Adern an ihrem Hals hervortraten, oder hoch oben auf einer Leiter schwankte, um verstaubte Balken zu putzen – und schaltete sich sofort ein, nach einem gemurmelten Kommentar über den »Hamilton-Stolz«. Es war zum Verrücktwerden, aber Sonnet war auch über die Maßen dankbar. Gavs Art war erfrischend. Er ertrug keine Idioten, gab keine Plattitüden von sich.

Die beiden jüngeren Mädchen beobachteten Gav mit so großen, bewundernden Augen, dass Olive kichern musste und Sonnet sie verscheuchte, um Olive den Spaß zu verderben.

Nie zuvor hatten sie einen männlichen Verwandten aus nächster Nähe erlebt. Ein Onkel, der den Boden fegt! Ein Onkel, der mit einem Hund spielt, an einem Traktor herumbastelt, einen Nagel in die Wand schlägt. Ein Onkel, der eine Glühbirne auswechselt! Kein Wunder, dass ihnen die Augen aus dem Kopf quollen.

»Ich arbeite hier bis zum Umfallen«, stöhnte Gav jedes Mal, wenn er ein Glas Wasser hinunterstürzte – anfangs zur Verwirrung der Mädchen, später begleitet von leisen Lachanfällen, wenn Fable ihn heimlich nachmachte.

Die Arbeit begann beim ersten Hahnenschrei und endete mit der Ankunft der Fledermäuse. Am ersten Abend hatte diese dunkle Legion, die über das sich violett verfärbende Tal schwärmte, Sonnet einen Schauer über den Rücken gejagt. Sie verabscheute alles, was Federn oder Flügel hatte.

»Was ist das denn?«

»Fledermäuse«, erklärte Olive, ohne den Blick zum Himmel zu heben. »Sie kommen bei Sonnenuntergang von der

Kolonie in Cairns und verbringen die Nacht damit, den Regenwald zu befruchten.«

»Befruchten!«, wiederholte Fable. »Wie denn das?«

»Kacken, Liebes. Sie fressen die ganzen Regenwaldfrüchte, und dann kacken sie überallhin. Sie heißen Brillenflughunde. Laute, von Krankheiten befallene Biester, und sie haben es ständig auf meinen Obstgarten abgesehen, aber der Regenwald braucht sie.«

»Fliegende Hunde mit Brillen und Durchfall!«, flüsterte Fable mit vor Erstaunen großen Augen.

Sonnet teilte die Bewunderung ihrer Schwester für jeden seltsamen Aspekt des Tropenlebens nicht – angefangen mit der Größe der verdammten Riesenkrabbenspinnen, die sie ständig aus diesem Cottage verscheuchte! Dinge, Leute, Orte, alles musste Sonnet erst ans Herz wachsen – vor allem wohlwollende Tanten.

In der Wochenmitte beobachtete Sonnet ihre Schwestern heimlich hinter der Gartenpforte, wo sie mit den Armen ruderten, die Gesichter zum Himmel gereckt, während Zephyr an ihren Fersen hing und bellte. Ihre Aufregung sorgte dafür, dass Sonnet von ihrer Leiter stieg, das Staubtuch in der Hand, um der Sache auf den Grund zu gehen. Sie fingen große Kringel dunkler Asche auf, die vom Himmel schwebten. Sonnet streckte eine Hand aus, um eine der Flocken zu fangen, und drehte den zerfallenden Schnörkel fasziniert in den Händen, als sie auf einmal Olives Stimme von der anderen Seite des Cottage rufen hörte.

Sonnet lief ums Haus nach hinten, wo Olive an der Wäscheleine stand und Wäsche in den Rollwagen warf.

»Oh, Sonnet, hilf mir, schnell! Sonst ist die ganze frisch gewaschene Wäsche dahin!«

»Was ist das denn für eine Asche?«, fragte Sonnet, während sie sich rasch an die Arbeit machte.

»Zuckerrohrfeuer drüben bei den Hulls«, antwortete Olive. »In der Erntezeit bekommst du hier buchstäblich Asche aufs Haupt gestreut. Am besten behältst du den Himmel im Auge, wenn du draußen Wäsche aufgehängt hast.«

»Das heißt, in den Tropen schneit es im Winter nicht, aber dafür regnet es Asche?«

Olive lachte.

Jetzt konnte Sonnet die schwarze Rauchwolke sehen, die hinter der Wand des Regenwalds aufstieg.

»Sie setzen ihre eigene Ernte in Brand?«

»Klar tun sie das«, antwortete Gav, der ihnen in diesem Moment zu Hilfe kam. »Sie verbrennen das Ungeziefer und bereiten das Zuckerrohr für die Ernte vor. Es ist ein wundervoller Anblick, in einer dunklen Nacht ein Zuckerrohrfeld in Flammen stehen zu sehen. Es gab nichts Schöneres damals, als wir die Farm noch bewirtschaftet haben. Du hast Asche auf der Stirn, Liebes!«, sagte Gav zu Sonnet und kicherte, während sie zusammen die Wäsche über die hintere Stufe ins Haus trugen.

Sonnet wischte die Asche mit mürrischer Miene fort.

Es dauerte sechs Tage, das Cottage einigermaßen herzurichten. Am letzten Tag versammelten sie sich, wie es rasch zu ihrer allabendlichen Gewohnheit geworden war, auf der breiten Veranda von Heartwood um den Tisch, um die Vor-

züge des Kleinstadtlebens zu genießen: köstlich gefüllte Kasserollen, die täglich von Olives Kirchenfreundinnen kamen; frei Haus geliefert, so Sonnets Vermutung, um Esthers Doppelgängerinnen zu beäugen. Sonnet tröstete sich damit, dass diese Wohltaten zeitlich begrenzt waren. Bald würde Sonnet ihre eigene Küche haben, und dann würde sie nie wieder die Almosen neugieriger Fremder annehmen müssen.

Ein Vollmond war über dem Tal aufgegangen, und eine Brise wehte sanft über die Zuckerrohrfelder und zupfte Haarsträhnen hinter Sonnets Ohren hervor. Die beiden jüngeren Mädchen schliefen in einem Himmelbett, das mit Moskitonetzen verhängt war.

Während sie über das schimmernde Meer von Zuckerrohr hinaussah, ging Sonnet in Gedanken durch, was sie in einer Woche alles erreicht hatten: ein Anhänger voller Gerümpel, das für die Mülldeponie bestimmt war, und ein Zuhause, das von Kakerlaken, Spinnweben und Krimskrams befreit war, bereit, um von den Hamilton-Mädchen in Besitz genommen zu werden.

Sie ließ sich in ihrem Rattanstuhl zurücksinken, angenehm gesättigt. Olive hatte die Schüsseln ebenso rasch eingesammelt, wie sie sie verputzt hatten, und war anschließend in die Küche verschwunden. Gav und Sonnet blieben allein in der Stille sitzen.

»Warum habt ihr diesen Ort eigentlich Heartwood genannt?«, fragte Sonnet.

»Das Hamilton-Anwesen hieß schon immer Heartwood, seit ich mich erinnern kann«, antwortete Gav. »Aber ursprünglich war das hier Aborigines-Land. Und das wird es

auch immer sein, wenn man die todunglücklichen Leute fragt, die Sergeant Windsor regelmäßig aus dem Raintree Park verjagt. Früher hing an eurer Eingangspforte ein Heartwood-Schild, bevor das damalige Cottage im Jahr 1918 von einem Zyklon vollkommen zerstört wurde. Aber einen Namen kann man nicht zerstören.«

Gav lehnte sich zurück, um Sonnet zu betrachten, während sie auf das ratternde Geräusch lauschte, mit dem sich entweder ein großes Fahrzeug oder ein kleiner Zug durch das Zuckerrohrfeld näherte. Ein eindringlicher Pfeifton bestätigte, dass es sich um Letzteres handelte. Sonnet beugte sich auf ihrem Platz vor, um etwas zu erkennen.

Eine winzige Dampflokomotive schoss aus der Dunkelheit hervor, eine lange Reihe offener Waggons im Schlepptau, die hoch mit Grünzeug beladen waren.

»Was ist das denn?«, fragte Sonnet und stand auf, um besser über die Balustrade sehen zu können.

»Ein Zuckerrohrzug«, antwortete Gav und stellte sich neben sie.

»Ich wusste gar nicht, dass es auf dem Grundstück eine Bahnlinie gibt!«

»Na ja, du hast bislang ja auch kaum einen Fuß aus dem Cottage gesetzt. Jetzt, wo du mehr Zeit hast, wirst du noch jede Menge eindrucksvolle Dinge entdecken. Während der Erntezeit kommen die Zuckerrohrzüge über den Fluss – dort hinten, wo eine Brücke unser Land mit dem der Hulls verbindet. Und dann geht es weiter durch diese Felder dort drüben, einst stolzes Hamilton-Land, jetzt aber das Zuckerrohr der Lagorios, bis hinunter zu der Zuckermühle bei Cairns.«

Der Zug verschwand schnaufend außer Sicht, ließ den Geruch verbrannter Melasse hinter sich zurück.

Sonnet grinste über diese ganze Absurdität.

»Willst du ein bisschen frischen Zuckerrohrsafft kosten?«

»Ich habe für Süßes eigentlich nicht so viel übrig.«

Gav schnappte sich ein Buschmesser und verschwand in das Zuckerrohr. Olive kam auf die Veranda, wischte sich ihre seifigen Hände an der Schürze ab. »Holt er dir etwas flüssigen Zucker zum Probieren, ja?«

»Ja, mit einem viel zu großen Messer.«

Gav war stolz wie ein kleiner Junge, als er wieder auf die Veranda sprang, ein Stück Zuckerrohr in der Hand. Er wrang das faserige Innere des Stängels über Sonnets Glas aus. Blasser Saft tröpfelte in ihren Becher.

»Probier das mal!«

Sonnet nahm vorsichtig einen Schluck. Es schmeckte so, wie sie es vielleicht erwartet hätte: Kopfnoten von braunem Zucker, grasig im Abgang auf dem Gaumen.

»Erfrischend«, sagte sie und stellte ihr Glas, noch immer fast voll, auf dem Tisch ab. »Ihr solltet Fable in der Gegend hier besser im Auge behalten – sie ist eine unersättliche Naschkatze. Eure Nachbarn werden die Hälfte ihrer Felder verlieren.«

»Dann warte mal ab, bis sie meine Schokoladenfrucht gekostet hat«, meinte Olive. »Oder noch besser, meine Wunderbeere; die verleiht selbst dem bittersten Gericht Süße!«

Sonnet prustete. »Hier draußen ist es wie in einer anderen Welt. Vor allem die Miniaturzüge werden die Mädchen lieben.«

»Aber gebt auf diesen Feldern acht«, sagte Olive, »vor allem Fable, so, wie sie immer herumstromert. Die Zuckerrohr-Bahngleise sind während der Erntezeit kein Ort für Kinder. Und in diesen Feldern leben große Taipane – sie sind schnell und noch tödlicher als ein Blitz.«

»Fable ist nicht dumm«, knurrte Sonnet. Der Zuckerrohrsaft lag ihr auf einmal sauer auf der Zunge.

»Also«, ging Olive über diese Bemerkung hinweg, »dann seid ihr jetzt alle bereit für euer neues Leben in Noah Valley?«

»So bereit, wie wir je sein werden.«

»Und wie fühlst du dich damit, dass Fable nächste Woche mit der Schule anfängt?«

»Ich freue mich darauf. Es wird sie von den Gedanken an Mama ablenken, und die Struktur und Routine werden ihr und ihrer verträumten Art sicher guttun.«

Olive räusperte sich, warf immer wieder einen verstohlenen Blick auf Gav. »Sonnet, es könnte am Anfang ... etwas beängstigend für Fable sein. Sie wird vielleicht eine Weile brauchen, um ... sich einzuleben.«

»Nein, Fable ist es gewohnt, das neue Mädchen in der Klasse zu sein. In unserer Kindheit sind wir ständig umgezogen. Sie ist zwar zurückhaltend, aber sie sehnt sich auch nach Freunden.«

»Aber Noah Valley ist nicht so wie die Großstädte, in denen ihr gelebt habt. Hier reden die Leute. Und sie haben ein gutes Gedächtnis.«

»Was soll *das* denn heißen?«

»Erstens einmal ist da die Tatsache, wie ähnlich Fable

ihrer Mutter sieht. Es wird sein, als ob der Geist von Esther Hamilton in die Schule zurückkehrt.«

»Aber Fable ist nicht Mama.«

Olive nickte, auch wenn ihr die Besorgnis noch immer anzusehen war. »Ich erwähne es nur für den Fall, dass du Fable darauf vorbereiten willst, dass die Leute anfangs etwas ... abweisend sein werden. Deine Mutter hatte einen ... gewissen Ruf ...«

Da war es.

»Was hat das mit Fable zu tun?«

»Und es gab Umstände ...«

»Damit meinst du wohl mich.« Sonnet spürte, wie ihr Gesicht einen hässlichen Zug annahm.

»Es tut mir leid. Ich wollte dich nicht beleidigen; ich weiß einfach nicht, wie ich das Thema ... was mit deiner Mutter passiert ist ...«

Gav schaltete sich jetzt ein: »Esther war für viele so etwas wie die Stadtschlampe.«

Olive hob, zu spät, einen Arm, um ihren Mann zum Schweigen zu bringen. Tränen brannten hinter Sonnets Augen. Sie erhob sich vom Tisch, um die Flucht anzutreten. Gavs große Hand legte sich um ihr schmales Handgelenk. »Lauf nicht weg, ich habe mich ungeschickt ausgedrückt. Wir wollen nur, dass du weißt, wie die Stadt Esther gesehen hat, aber das ist nicht, was *wir* denken.«

Sonnet setzte sich wieder. Gav ließ ihr Handgelenk los, und sie verschränkte die Arme vor der Brust und fixierte die beiden stirnrunzelnd. »Also? Was?«

Olives Antwort kam zitternd. »Ich habe deine Mutter

innig geliebt, und nichts in meinem Leben war so schmerzhaft für mich wie unsere Entfremdung. Sie hat ... Fehler gemacht.« An dieser Stelle schenkte sie Sonnet ein tröstliches Grinsen. »Aber sie hatte Vergebung verdient. Es ist nur ... Sie hätte nie wieder nach Hause, nach Noah, kommen können, nicht mit ihrem ... Ruf.«

»Ihrem ›Ruf‹ als alleinerziehende Mutter?«

»Das ist ein Teil davon. Und ihrem Ruf ... labil zu sein.«

»Die Leute haben gesagt, sie hätte ein Problem damit, an Männern, aber auch an ihrem eigenen Gemütszustand festzuhalten«, warf Gav ein, der noch immer an seinem Zuckerrohr kaute.

Sonnet saß mit zusammengepressten Lippen da, nicht gewillt, sich ihre Zustimmung anmerken zu lassen.

»Essie war auf eine wilde Art poetisch und unwiderstehlich«, fuhr Olive fort. »Aber sie war auch sturköpfig, widerspenstig und für die meisten Leute einfach *zu viel* – hat zu viel gefühlt und zu viel gewollt und zu viel gesagt. Mit ihr musste man jede Emotion durchleben, und sie hat uns alle zermürbt mit ihren heftigen Stimmungsschwankungen. Sie hat sich schnell an irgendwelchen Dingen festgebissen, konnte ein Gefühl nicht loslassen, sobald es sie gepackt hatte. Hat sich nach Liebe gesehnt ...«

»Danach verzehrt«, warf Gav ein.

»Ach, halt doch den Mund, du«, murmelte Olive. »Sie *brauchte* Liebe – und davon gab es von Mutter und Vater nicht allzu viel. Als sie älter wurde, schien sie mit ihrem heftigen Wesen besser umgehen zu können ... aber letztendlich vielleicht doch nicht?«

Schweigen breitete sich zwischen ihnen aus.

Die Erste, die es brach, war Sonnet – womit sie sich selbst verblüffte. »Mama hat oft gesagt: ›Mein Herz geht durch Höhen und Tiefen, und ich habe die Frucht dieser Verfehlungen getragen.‹ Ich wusste, dass sie uns meinte, aber ich glaube, sie meinte auch ihre dunklen Phasen.«

Olive hatte keine Schwierigkeit damit, zu ihrer Frage überzuleiten. »Hattest du viele Stiefväter, Sonnet?«

»*Stiefväter*? Es gab überhaupt keine Väter, nie. Ich nehme an, du hast diese Vorstellung, dass wir ständig von Mamas Liebhabern umgeben waren. Aber das stimmt nicht. Ihr habt keine Ahnung! Mama hat ihre Verehrer immer von uns ferngehalten, und wir haben sie nie zu Gesicht bekommen. Als ich älter wurde, konnte ich es sehen, wenn sie verliebt war. Das waren ihre strahlenden Zeiten. Und ich wusste es auch immer, wenn es vorbei war. Dann ging es mit ihr stetig bergab, manchmal über Monate hinweg.«

Olive kämpfte mit irgendetwas noch Unausgesprochenem. Aber Sonnet wartete nicht darauf; es war, als wäre ein Damm in ihr gebrochen. »Aber Mama hatte es nicht so mit dem Thema Vaterschaft. Keine von uns hat einen Vater in ihrer Geburtsurkunde stehen. Könnte gut sein, dass wir von Geistern gezeugt wurden.«

Gav gluckste.

Sonnet funkelte ihn an und bereute, so viel aus ihrer aller Leben preisgegeben zu haben.

»Und was weißt du über ... deinen Vater?«, fragte Olive so vorsichtig wie möglich.

»Ich weiß genug.«

Olive studierte ihr Gesicht. Sonnet straffte die Schultern.
»Gibt es irgendetwas, was du mich gerne fragen würdest,
Liebes?«

Sonnet kämpfte gegen den Drang an, ihre Tante hier und jetzt zu löchern, um alles in Erfahrung zu bringen, was diese Frau über den Mann wusste, der sie gezeugt hatte. Olive könnte vielleicht endlich jede erbärmliche Lücke in ihrer Herkunft stopfen, für die sie sich zu unterschiedlichen Zeiten entweder geschämt hatte oder für die sie von anderen gedemütigt worden war.

Aber Olives offensichtliches Mitleid war zu viel. Im nächsten Augenblick hatte Sonnets übermächtiger Stolz die Neugier vertrieben. Fast wäre Sonnet auf Olives Frage hereingefallen und hätte zugegeben, dass sie weitaus weniger von ihrem Vater wusste, als sie vorgab zu wissen.

»Es gibt nichts, was ich dich oder irgendjemand anders in dieser Stadt über ihn fragen will.«

Kapitel 3



Das Glade

»Was denn für Schlangen?«, knurrte Fable, während sie die Cottagepfote hinter sich zuknallte. Wehmütig starrte sie auf die Zuckerrohrfelder, die sie von nun an nicht mehr betreten durfte.

In den vierzehn Tagen, die sie jetzt schon in Noah Valley waren, hatte sie es geliebt, begleitet von Tagträumereien stundenlang durch die Felder zu streifen. Aber heute Morgen hatten Olive und Sonnet sie beiseitegenommen und ihr die Spaziergänge durch das Zuckerrohr verboten, in dem es »von Taipanen nur so wimmelte«. Ihre zur Schau getragene Sorge hatte Fable ihnen nicht eine Sekunde abgenommen.

»Ich brauche keine zwei selbst ernannten Mütter!«, murmelte Fable mit einem verächtlichen Blick zurück zum Cottage.

Drinnen wirbelte Sonnet geschäftig durch die Zimmer, rückte Möbel zurecht und strich Kissen und Bettdecken glatt. Sie waren eben erst wieder zurück ins Cottage gezogen, aber Sonnet hatte sich schon jetzt zur Königin ihres neuen Reichs gekrönt.

Fable war dankbar für kleine Gaben. Sie hatte ein eigenes Schlafzimmer, in das sie sich flüchten konnte, auch wenn es nur ein nachträglich angebauter Wintergarten war, hastig ans Cottage hingezimmert, als die kleine Esther dahergekommen war. Wie sehr Fable diesen Wintergarten mit Blick auf den Wald liebte! Das erste Zimmer, das sie je ihr Eigen nennen konnte. Neue Spitzenvorhänge umrahmten ihr Erkerfenster, eine weiße Quiltdecke lag über dem Bett, das sie absichtlich ungemacht ließ, Regale und ein Frisiertisch schimmerten verlockend, und Milchglas-Verandatüren sorgten für lange ersehnte Privatsphäre. Der Raum war eine weiße wartende Leinwand. Fable war noch nicht bereit, Farbe und Detail – sich selbst – in diese neue Umgebung einzubringen.

Sie war überzeugt, dass dem Raum überirdische Kräfte innewohnten, vielleicht sogar Mama selbst. Seit sie hier angekommen war, fühlte sie sich Mama näher als zu irgendeiner anderen Zeit seit ihrem Tod. In manchen Nächten fuhr sie aus einem traumlosen Schlaf hoch und hätte *schwören* können, dass sie eine warme, strahlende Gestalt neben sich spürte. Wenn sie ganz still dalag, ohne die Augen aufzuschlagen oder sich zu regen oder auch nur zu atmen, konnte Fable das Parfüm ihrer Mutter, Femme von Rochas, riechen und ihre zarte Berührung spüren, wenn sie ihr ihre erdbeerblonden Strähnen aus der Stirn und dem Nacken strich, wie sie es zur Schlafenszeit immer getan hatte.

Fable seufzte und richtete ihren bernsteinfarbenen Blick auf das wogende Dunkel des Regenwalds, der fein säuberlich eine Farm von der anderen trennte. Dann eben nicht die

Zuckerrohrfelder, es gab einen Fluss zu erkunden. *Mamas Serpentine*.

Sie stapfte über die Wiese, entschlossen, ihre Schritte sowohl Taipane als auch Schwestern deutlich spüren zu lassen.

Oh, was für ein himmlischer Wintermorgen! Wie leicht waren sie von einem trostlosen und eiskalten Juli in Canberra in dieses halkyonische Tal verpflanzt worden! Fable hasste jedoch den Namen »Noah Valley«. Wer immer er war, dieser Noah hatte kein Recht, das Tal für sich zu beanspruchen. Fable hatte entschieden, es Rainbow Valley zu nennen, sowohl nach dem moderigen Montgomery-Roman, den sie in den Bücherregalen des Cottage gefunden hatte, als auch nach den Himmelswundern, die sich hier so herrlich entfalteten. Manchmal hatte Fable das Gefühl, dass es nicht genügend elegante Farbbezeichnungen auf der Welt gab, um die ganze bunte Pracht der Tropen zu beschreiben.

Als sie sich dem Fluss näherte, wurde die Regenwaldwand zu einem lebendigen Körper. Unzählige Grünschattierungen lösten sich nach und nach voneinander, und ihre Blätter nahmen ihre einzigartigen Formen an. Kühle, stechende Luft schlug ihr entgegen, und das Flussplätschern erhob sich zum Gruß. Fable bahnte sich einen Weg zu einer Lücke in der Waldgrenze, wo, so ihre Vermutung, die Zuckerrohrbrücke liegen musste.

Sie fand die Schmalspurgleise, versteckt in vulkanischem Boden, und folgte den Schwellen bis zu einer alten Eisenbahnbrücke, die die Gewässer des Serpentine Creek überspannte. Ohne zu zögern, streifte sie ihre Sandalen ab und

trat vorsichtig auf die Schwellen. Genau in der Mitte der Brücke hielt sie inne, die Beine gespreizt, um die dicht überhängenden Bäume zu betrachten, die sich über den Fluss ausstreckten. Sonnenstrahlen durchdrangen den Baldachin, wie durch Buntglasfenster. Der golden-türkisfarbene Fluss schlängelte sich unter ihren Füßen vorbei und glitt um eine s-förmige Biegung.

»Schönheitslinie«, flüsterte Fable, während sie im Kopf wieder die Stimme ihres Kunstlehrers hörte. Sie atmete aus, dankbar für den plötzlichen kreativen Schmerz, der tief in ihrer Brust, auf der Seite ihres Herzens, entfacht wurde. *Ah, da bist du ja, kleiner Funke.*

Es war ein Drang, den sie so lange vermisst hatte; Fable war besorgt gewesen, sie könnte ihn für immer verloren haben. Überzeugt sogar, dass Mama ihn mit sich genommen hatte. Schließlich hatte niemand auf der Welt Fables Kunst so geliebt und gelobt wie Mama. Sie hatte stundenlang einfach nur dasitzen und Fable beim Zeichnen zusehen können, während ihr die Tränen ungehindert übers Gesicht strömten. Es war immer ein solch schöner Schmerz gewesen, Mama zum Weinen zu bringen. Jetzt hingegen sorgte die Erinnerung an das gequälte Gesicht ihrer Mutter dafür, dass Fable ihr eigenes bedeckte. Sie brauchte dreizehn Atemzüge, um den emotionalen Aufruhr niederzuschlagen.

Warum war sie nicht schon früher hierhergekommen? Das Kribbeln in ihren Fingern wurde beharrlicher. Sie sehnte sich nach ihrem Skizzenblock und ihren mit einem Band zusammengehaltenen Bleistiften, versteckt unter dem losen Brett, das sie in ihrem neuen Fenstersitz gefunden

hatte. Aber es war ausgeschlossen, dass sie jetzt nach Hause zurückkehren würde, um sich, in Sonnets Augen, »nützlich zu machen«.

Was würde sie nicht für einen neuen Kasten Wasserfarben geben, um dieser Szene von Licht und Schatten und uralter, atmender Stille gerecht zu werden? Ihre Seele, sie würde ihre eigene Seele verkaufen!

Fable stöhnte auf bei dem Gedanken, Sonnet um Kunstutensilien bitten zu müssen. Bei der derzeitigen Einstellung ihrer Schwester würde das zwangsläufig bedeuten, »Aufgaben übernehmen zu müssen« und »eine Hilfe zu sein« und »sich ein Taschengeld zu verdienen«. Aber diese kostbaren letzten Tage, bevor die Schule begann, gehörten allein Fable. Sie würde ihre Zeit sicher nicht mit so etwas Sinnlosem verschwenden – oder sich gar einsperren lassen!

Fable überlegte, dem Fluss in östlicher Richtung zu folgen. Olive hatte gesagt, dass er sich durch ganz Noah Valley schlängelte, was bedeutete, dass Fable, wenn sie ihm folgte, jeden Ort erreichen konnte, nach dem sie sich sehnte.

Sie ging weiter, über die Zuckerrohrbrücke und auf der anderen Seite in der Lücke zwischen den Bäumen hindurch, bis sie eine andere weitläufige Zuckerrohrfarm entdeckte. Auf der Kuppe der Anhöhe erhob sich ein elegantes Plantagenhaus, umgeben von Mangobäumen. Das Anwesen der Hulls war sogar noch prächtiger als Heartwood!

Sie pfiff anerkennend durch die Zähne, während sie sich wieder in den Wald zurückzog, um den gewundenen Weg auf der Seite der Hulls auszukundschaften. Er war noch immer ein Teil des Flusses – sie würde doch sicher nicht wegen

unbefugten Betretens von irgendeinem verdatterten, begriffsstutzigen, Gewehr schwingenden Farmer zur Rede gestellt werden? Nun ja, die Hulls würden sich an Fable Hamiltons tägliche Übertretungen einfach gewöhnen müssen.

Fable schlenderte weiter. Der gewundene Verlauf des Flusses folgte abwechselnd Stromschnellen und trägen Tümpeln glasiger Vollkommenheit. Fable begann, in ihrem geistigen Sammelalbum zu katalogisieren. Sie bückte sich hinunter zu herzförmigen Blättern, weich wie Baumwollsaat, und lächelte, als Regentropfen wie Murmeln von ihnen wegkullerten. Behutsam presste sie das Bild auf eine Albumseite in ihrem Kopf. Sie hob den Blick zu einer wachsartigen Blätterkugel, die wie eine Waldlaterne von einem Zweig baumelte. Scheußliche grüne Ameisen krabbelten aus der Kugel, als sie an ihr herumstocherte, aber Fable eilte weiter, ein mentales Duplikat abgespeichert. Sie barg glänzende gefallene Blätter in gemischten Farbtönen von Purpurrot, Safrangelb und Blaugrün, hielt sie gegen das strahlende Sonnenlicht, um ihre komplexen inneren Adern sichtbar zu machen. Sie benötigte feine schwarze Tinte, und zwar sofort!

Bald war das Rauschen eines Wasserfalls zu vernehmen, und darüber ausgelassene, jugendliche Stimmen. Fable verlangsamte ihre Schritte, darauf bedacht, sich nicht zu zeigen, bevor sie selbst die Chance gehabt hatte zu spionieren. An der nächsten Biegung verschmälerte sich der Fluss zu einer felsigen Schlucht, und der Weg schlängelte sich steil hinunter ins Unsichtbare, zur Quelle des Tumults. Mit hämmerndem Herzen stieg sie eine natürliche, aus Stein geformte Treppe hinunter.

Sie stieß auf eine Schwimmstelle, umgeben von steilen, moosbewachsenen Felswänden, gespeist von einem Wasserfall, der sich in eine tiefe, bernsteinfarbene schimmernde Lagune ergoss. Gespiegeltes Licht tänzelte an den Klippenwänden. Ein kleiner Junge schwang sich an einer Seilschaukel übers Wasser. Auf dem Holzdeck eines winzigen Baumhauses, das aus dem Regenwald herausragte, stand ein Mädchen etwa in ihrem Alter mit einem Elfengesicht und rabenschwarzen Haaren, das schamlos irgendetwas brüllte. Zwei dunkelhaarige Jungen, Zwillinge, wie es aussah, tauchten aus einer Höhle auf, die hinter dem Vorhang des Wasserfalls verborgen war. Rings um die Lagune waren Kinder unterschiedlichen Alters, die von Felsen oder Gesteinsbrocken sprangen. Sie hätten Wassernymphen beim Spiel sein können. Es war eine überirdische Szene, idyllischer als jeder Anblick, den sie sich je erträumt hatte.

Das Entzücken wich rasch einem neidischen Stich. Wie unerträglich, dass dieser Ort bereits entdeckt und in Besitz genommen worden war. Fable wollte sich eben schon wegschleichen, als sie bemerkt wurde. Stille senkte sich über die Lagune, und alle Blicke richteten sich auf das seltsame erdbeerblonde Mädchen, das unerwartet in ihrer Mitte aufgetaucht war.

Das Mädchen mit dem Elfengesicht trat auf der hohen Plattform vor, mit frohlockender Miene, als hätte sie eine große Beute erspäht. Sie vollführte einen eleganten Sprung und tauchte dann aus dem Wasser auf, um sich, noch vollkommen tiefend, vor Fable aufzubauen.

»Wer bist *du* denn?«, rief sie, während sie Fable mit ihren

blauen Augen musterte. Alles an diesem Mädchen sorgte dafür, dass Fable am liebsten zurückweichen wollte.

»Mein Name ist ... Fae.«

»Ich bin Adriana Hull. Machst du hier Ferien?«

»Ich bin eben erst aus Canberra hergezogen.«

»Wie alt bist du?«

»Dreizehn nächsten Monat.«

»Ich werde im Oktober dreizehn«, sagte Adriana. »Ich gebe eine riesige Party. Eine *riesige*.«

Auf einmal war Fable von jungen Leuten umringt.

Adriana machte eine erhabene Geste. »Das hier ist unsere Schwimmstelle. Wir nennen es das Glade. Und das hier ist unsere Glade-Gang. Wir sind fast alle Cousins und Cousinen, bis auf Christy – sie ist meine beste Freundin. Und die Lagorio-Jungen – sie sind eineiige Zwillinge. Kannst du sie auseinanderhalten?«

Einer der Lagorio-Jungen grinste Fable an. »Ich bin Marco, und das hier ist Vince.« Sein Ebenbild nickte, ohne sie anzusehen.

Eine junge Frau, etwa in Sonnets Alter, grinste ihr aus dem seichten Wasser entgegen. »Hallo! Ich bin Kate Hardy, eine Cousine. Und das hier ist mein jüngerer Bruder, Eddy.«

Von einem Klippenvorsprung rief ein Teenager: »Hey, ich bin Ben! Der am besten aussehende Hardy.«

Kate gluckste.

Zwei Jungen an höheren Sprungpositionen weigerten sich zu grüßen.

»Oh, die Ravellis sind auch hier«, sagte Adriana und wies mit einem Nicken in ihre Richtung.

Ein schlankes Mädchen war an Adrianas Seite getreten und beugte Fable vorsichtig. »Ich bin Christy Logan«, erklärte sie.

Fable hob matt die Hand.

Adriana trat noch näher. »Ich habe auch noch zwei ältere Brüder. Rafferty lebt in Brisbane, er geht auf die *Universität!* Und mein anderer Bruder ist Eamon. Er ist fünfzehn. Aber heute hilft er bei der Ernte.«

Fable riss ihren Blick von Adrianas los. Sie tauchte eine Zehe ins Wasser.

»Hast du da drunter deinen Badeanzug an?«, fragte Adriana.

Fable schüttelte den Kopf, betastete ihre Bluse, tadellos gebügelt von Sonnet.

»Dann bring ihn morgen mit! Wir werden hier sein. Aber du kannst jetzt bleiben und uns bei ein paar Sprüngen zusehen.«

Und mit diesen Worten ging der Tumult wieder los. Eine Reihe von Sprüngen folgte, und Fable lächelte jedem Springer höflich zu, aber zwischen den Nummern huschte ihr Blick immer wieder zur Seite, um ihr Glade in Augenschein zu nehmen. Adriana hob sich ihren Sprung bis zuletzt auf und vollführte ihn mit einer schwungvollen, eleganten Bewegung zu Christy Logans begeistertem, wenn auch ernsthaftem Beifall.

Am nächsten Morgen stürmte Fable gleich nach dem Frühstück aus dem Cottage, unter einem karierten Hemdkleid im Badeanzug, ein zerschlissenes Handtuch unter den Arm geklemmt, während eine entnervte Sonnet ihr von der

Türschwelle mit einer Schöpfkelle hinterherfuchtelte: »Sei zum Mittagessen zu Hause!«

Eine Stunde lang saß sie schmorend an der Schwimmstelle, lauschte über das Rauschen des Wasserfalls angestrengt auf herannahende Kinder, zögerte, auch nur ein Blatt von seinem Platz zu verrücken, bevor die rechtmäßigen Besitzer des Glade zurückgekehrt waren.

Dann, unter johlendem Gelächter, füllte sich das Glade wieder. Niemand schien verblüfft, sie dort zu sehen, am allerwenigsten Adriana.

»Kannst du schwimmen, Fae?«, fragte sie, während sie das Kerngehäuse eines Apfels in die Tiefe des Waldes warf. »Komm mit unter den Wasserfall!«

Zusammen näherten sie sich dem Vorhang aus Wasser.

»Hol auf drei tief Luft und tauch mit mir unter!«

Mit hämmerndem Herzen ahmte Fable Adrianas Delfinsprung nach. Sie tauchte in einer Art Höhle wieder auf, wo Adriana mit funkelnden Augen wartete. Sie kletterten auf ein Felsplateau hoch, etwas breiter als ein Bett, und dann saßen sie da und blinzelten sich mit nassen Augen an, hinter dem durchscheinenden, von hinten erhellten Schirm aus herabstürzendem Wasser.

»Das hier ist unsere Höhle. Als ich klein war, habe ich immer meine Babypuppen hierhergebracht und Mama, Papa, Kind gespielt. Eamon hat sich hier draußen versteckt, wenn Pa ihm wieder einmal mit einer Tracht Prügel gedroht hat. Aber in der Regenzeit, wenn der Fluss überflutet wird, kann man hier nicht hineinschwimmen. Nicht einmal Raff schafft das, und er ist ein spitzenmäßiger Schwimmer!«

»Es ist magischer als alles, was ich je gesehen habe«, sagte Fable und schlang die Arme um ihre Beine.

Adriana nickte, als sei es genau das, was sie erwartet hatte. Sie rutschte von dem Felsen. »Kannst du von hoch oben springen? Komm, versuch es vom Baumhaus aus!«

Fable folgte ihr gehorsam in die Lagune hinaus. Unterhalb der Plattform ließen sie sich ausgleiten.

»Hey! Leiter!«, rief Adriana.

Eine handgemachte Strickleiter wurde herabgelassen, sodass die Mädchen hochklettern konnten. Oben angekommen begrüßte Marco Lagorio Fable mit einem welpenhaften Jauchzer.

»Hallo, Neuling!«

Sie grinste, mochte ihn auf Anhieb.

Das hölzerne Baumhaus, das von der Klippe über den Fluss hinausragte, hatte riesige Fenster zum Wald und eine winzige Veranda, umgeben von einem Geländer. Fable fühlte sich, als wäre sie in den Baldachin des Waldes selbst gehüllt.

»Das ist ja atemberaubend«, hauchte sie. »Wer hat das denn gebaut?«

»Mein Bruder, Raff. Hat es ganz allein entworfen«, antwortete Adriana. »Und jetzt sieh mir bei meinem Sprung zu!«

Sie kletterte auf das Geländer und schnappte sich ein vorbeibaumelndes Seil. Sekunden später jauchzte sie über der Lagune auf und ließ sich hinunterfallen.

»Sie ist so mutig«, staunte Fable mit offenem Mund.

Adriana tauchte wieder auf. »Komm schon, Fae!«, rief sie. »Spring!«

»Adriana gibt gern an«, meinte Marco, der sich in diesem Moment neben sie stellte. »Aber wenn du ihr sagst, dass sie ganz oben vom Wasserfall springen soll, wird sie das nicht tun! Wir nennen diesen Sprung ›Keine Angst‹«, fügte er hinzu und zeigte auf den Namen, der an die Klippenwand gemalt war.

Noch während sie zusahen, kletterte ein älterer Junge die Klippe zum Keine-Angst-Felsen hoch.

»Das ist Eamon«, sagte Marco, während ein großspuriger dunkelhaariger Junge einen perfekten Rückwärtssalto von dem hoch aufragenden Felsen vollführte.

Fable fuhr sich mit einer Hand an den Mund, und Marco kicherte. »In dieser Familie sind sie *alle* Angeber. Eamon posaunt überall herum, dass er sogar schon einmal mit verbundenen Augen gesprungen ist.«

»Fae!«, brüllte Adriana und spritzte ungeduldig mit Wasser um sich. »Komm schon, spring, du feiges Huhn!«

Fable wich von der Kante zurück. »Ich kann nicht.«

»Du musst nicht«, sagte Marco und zeigte zu dem Waldweg hinter ihnen. »Auf dem Weg dort kommst du auch zurück zur Lagune. Versuch es erst einmal mit einem der Babysprünge.«

Baby? Fable war beleidigt. Im Nu war sie auf dem Gelände und segelte über die Kante, noch bevor sie ihre Absicht verarbeitet hatte. Sie spürte die verblüffende Kühle des Wassers zeitgleich mit dem Schock ihrer Spontaneität. Zu begeisterten Jubelrufen und Pfiffen tauchte sie an die Wasseroberfläche.

Nur Marco, der noch immer auf der Plattform stand,

bemerkte den Anflug von Wut, der über Adriana Hulls hübsche Züge huschte.

Fable kehrte jeden Tag zum Glade und zu ihrer neuen Gang zurück. Am letzten Samstagmorgen vor Schulbeginn jedoch wurde sie von einer entnervten Sonnet – die ihr tagtägliches Verschwinden und die Ansammlung von Steinen, Beeren und Samen an Fables Fenstersitz leid war – zu Hausarbeiten im Cottage verdonnert.

Fable stand in einem gebrauchten Schulkleid auf einem Stapel Enzyklopädien, während Sonnet, Nadeln in den Mundwinkeln, zu ihren Knöcheln kniete, als Adriana sich lautstark an der Fliegentür bemerkbar machte. Beide Hamilton-Schwestern sahen verblüfft auf.

»So viel dazu, dass man eine Weile braucht, um dazugehören, *Olive*«, grinste Sonnet selbstgefällig und schubste Fable mit dem Ellenbogen vor.

Adriana war ihr erster offizieller Besuch, und Sonnet stürzte sich prompt in die Rolle der zuckersüßen Gastgeberin, zu der, wie Fable dachte, nur kleine Mädchen neigten. Sie biss sich auf die Zunge, während sie dicht hinter Adriana folgte.

»Ich war noch nie im alten Hamilton-Cottage«, bemerkte Adriana, während sie ihre bescheidene Hütte in Augenschein nahm.

Sonnet bestürmte Adriana mit tausend Fragen zu Noah Valley, und Adriana beantwortete sie alle auf ihre selbstgefällige Art. Fable wand sich vor Unbehagen angesichts dieser unerwarteten Begegnung zwischen nicht länger geheimer

Freundin und neugieriger Schwester, und ihre Beklommenheit nahm erst recht zu, als Adriana sich in einer Zurschaustellung von Verbundenheit bei ihr unterhakte. Die Enthüllung ihres richtigen Namens durch eine nichts ahnende Sonnet verlief ohne Zwischenfälle – bis auf ein fast unmerkliches Zucken von Adriana, das Neugier verriet.

Aber die Befragung, so oberpeinlich sie auch war, hatte den gewünschten Effekt: Befreiung!

Kapitel 4



Summerlinn

Ein wolkenloser kobaltblauer Himmel wölbte sich über ihnen, als Sonnet Fable zu der stillen Landstraße begleitete, über die jeden Morgen der Schulbus von Noah Valley zuckelte. Plum stolperte neben Fable her und zog an ihrer Hand.

Neben der Reihe mit Briefkastenfässern, die zugleich als Bushaltestelle dienten, setzte sich Fable auf ihren Schulrucksack und starrte mit teilnahmsloser Miene auf die Biegung in der Straße. Mit jedem Wimmern von Plum, die sich an sie klammerte, wurde Fable noch stiller. Nur das Beben ihres Kinns deutete darauf hin, wie nervös sie war.

Olive hatte beharrlich erklärt, sie könne die Mädchen zu Fables erstem Schultag in die Stadt fahren – und wie erwartet eine Abfuhr kassiert. Als ob Sonnet ihr gestatten würde, ihr die Kontrolle über dieses bedeutende Ereignis zu entreißen!

Der Schulbus kam rumpelnd in Sicht, und Fable sprang prompt auf, strich ihre verwaschene Schuluniform glatt und suchte die Fenster nach Adrianas Gesicht ab. Da war sie, in der letzten Reihe, und winkte Fable gebieterisch zu einem frei gehaltenen Platz. Fable riss sich aus der Umklammerung

einer weinenden Plum und war im nächsten Augenblick hinter der scheppernden Tür verschwunden.

Sonnet wartete, bis sich der rote Staub gelegt hatte, bevor das Lächeln von ihren Lippen schwand. Zum ersten Mal, seit Mama gestorben war, gingen die Hamilton-Mädchen getrennte Wege. Sonnet schluckte einen Kloß in der Kehle hinunter, hob eine protestierende Plum auf den kantigen Knochen ihrer Hüfte hoch und schlug den Weg nach Hause ein.

Der Morgen zog sich hin, während Sonnet von nagender Unruhe gequält wurde. Plum schlenderte verloren durchs Haus und fragte immer wieder nach ihrer Schwester.

Sonnet begann, sich mit der altertümlichen Singer-Nähmaschine vertraut zu machen, die sie aus dem Dielenschrank gezerrt hatte. Bis zum Nachmittag hatte sie den Dreh für die launische Maschine herausbekommen und sogar schon ein paar Röcke für Plum genäht, die jetzt auf knubbeligen Knien mit ihrem Puppenhaus beschäftigt war, einem prunkvollen Familienerbstück, das Olive ihr widerstrebend überlassen hatte.

Angeblich hatte Mama viele Jahre lang mit dem viktorianischen Puppenhaus glückliche Familie gespielt – weitaus länger, hatte Olive gemurmelt, als es die meisten Mädchen zu tun pflegten. Auch Plum hatte sich darin verliebt. Und jedes Mal, wenn Sonnet einen Blick auf Plum warf, wie sie mit dem Puppenhaus in einem Kreis aus hauchzartem Sonnenlicht saß, verspürte sie ein befriedigendes Triumphgefühl: wieder ein Schlag gegen Olive.

